Nr. 34. Sonntag, 25. August 1901.

Verantwortl. Redakteur: Anton Steble.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 17, 11—19. „In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa und als er zu einem Flecken kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer, die von ferne stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesu, Meister, erbarme dich unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin, zeiget euch den Priestern! Als aber einer von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um, lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein Angesicht zu seinen Füßen und danke ihm; und dieser war ein Samaritan. Da antwortete Jesus und sprach: Sind nicht zehn gereiniget worden? Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und geh hin! dein Glaube hat dir geholfen!“

Die Ceremonien unserer Kirche.

III.

Es war, wie es scheint, auf der letzten Reise Jesu nach Jerusalem, als zehn arme Aussätzige von ferne Seine Hülfe anflehten: „Jesus! Meister! erbarme Dich unser!“ Und wie gut ist der Herr! Wie ist Er wieder gleich bereit zu helfen: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern!“ — Und da sie hingingen, berichtet der Evangelist, geschah es, daß sie rein wurden. — Ganz plötzlich, wie es scheint, und zu gleicher Zeit fühlten sie an sich eine Veränderung: sie sehen einander erstaunt an, und Jeder bemerkt an den andern Leidensgefährten, wie an sich selbst, daß sie geheilt seien.

Von den Geheilten zeigt nur Einer entsprechende Dankbarkeit: es ist nun einmal so, lieber Leser, daß wir die Dankbarkeit bei der Mehrzahl der Menschen vergeblich suchen. Und wie viele, die im Sakramente der Buße vom Aussatz der Seele durch denselben Heiland geheilt werden, vergessen ganz, dem gütigen Herrn ein entsprechendes Dankgebet nach der Beicht zu weihen, freuen sich vielmehr, möglichst schnell wieder das Gotteshaus verlassen zu können. Vielleicht wäre das strafende Wort des Herrn hier auch am Platze: „Sind nicht ihrer zehn rein geworden? Wo sind denn die neun?“—

Kehren wir nun zurück zu der abgebrochenen Betrachtung über die Ceremonien unserer Kirche und sehen wir uns vor allem einige Einwände etwas genauer an, die teils von unsern getrennten Brüdern, teils von Taufschein-Katholiken, mit einem gewissen Schein von Berechtigung gegen diese altehrwürdigen Gebräuche immer wieder erhoben werden.

Man hört da nicht selten die Aeußerung, lieber Leser, daß namentlich auch die kirchlichen Ceremonien einer Wiedervereinigung der Protestanten mit unserer Kirche störend im Wege ständen und darum besser entfernt würden, um etwas nun einmal Anstößiges hinwegzuräumen. Das sei um so mehr wünschenswert, da bei diesen Gebräuchen der anderweitige Nutzen keineswegs so erheblich sei, daß er der Wiedervereinigung ein Hindernis bereiten dürfe.

Was ist darauf zu sagen? Allerdings würde die Kirche sich zweifelsohne sehr nachgiebig in solchen Dingen erweisen, wenn es jemals so weit käme, daß gerade diese Gebräuche ein (letztes) wesentliches Hindernis bildeten. Allein das wird in Wirklichkeit niemals der Fall sein; denn die Fragen, um die es sich da handelt, liegen alle viel tiefer, als daß durch solch' eine Nachgiebigkeit im Kleinen etwas wesentliches für die Eintracht erreicht werden könnte. Es ist geradezu nicht einzusehen, wie ein in den Hauptfragen mit uns einig gewordener Protestant nun zuletzt noch Anstand nehmen sollte, die durch die Tradition bestätigten Ceremonien, Segnungen ꝛc. mit uns anzuerkennen, zumal da Niemand ihn zwingen würde, persönlich davon Gebrauch zu machen. Im Gegenteil dürfen wir erwarten, und die Erfahrung bestätigt es täglich, daß gerade die zur Kirche zurückkehrenden Protestanten mit einer merkwürdigen Vorliebe diese uralten Einrichtungen hochzuschätzen pflegen.

Wie seltsam, lieber Leser, daß zumeist gerade diejenigen Leute, welche die Ceremonien unserer Kirche streng verurteilen, das ausgedehnte Ceremoniell an den Höfen der regierenden Fürsten ganz in der Ordnung finden, von der sog. Defiliercour an bis zu dem feierlichen Aufzuge des regierenden Herrn bei der Eröffnung der Parlamente. Selbst das Militär, so kurz und knapp es bei ihm im Allgemeinen hergeht zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, kann der „Ceremonien“ nicht entbehren; jede größere und kleinere Kolonne, die den Vorgesetzten nahen sieht, hört die Kommando-Rufe: „Stillgestanden! Augen rechts (oder links)!“ Kommt gar ein höherer

Kirchenkalender.

Sonntag, 25. August. Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. Ludwig, König. Evangelium nach dem hl. Lukas 17, 11—19. Epistel: Galater 3, 16—27. ● St. Lambertus: 13 stünd. Gebet. Morgens ½6 Uhr Aussetzung des allerh. Sakramentes, 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags ½6 Uhr Komplet. ● Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Nachmittags 5 Uhr feierl. Aufnahme in die Marian. Kongregation. für Jünglinge und Jungfrauen. ● Karmlitessen-Klosterkirche: Fest des hl. Augustinus. Morgens 6 Uhr hl. Messe, ½9 Uhr feierliches Hochamt. Nachm. 4 Uhr Predigt und Fest-Andacht.

Montag, 26. August. Samuel, Prophet. ● St. Lambertus: Morgens ½5 Uhr Pilger-Messe, 5¼ Uhr Auszug der Kevelaer-Prozession. ● Dominikaner-Klosterkirche: Nachmittags 5 Uhr Vortrag für den Verein christlicher Mütter.

Dienstag, 27. August. Gebhard, Bischof. ● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Vereinsmesse mit gemeinschaftl. hl. Kommunion.

Mittwoch, 28. August. Augustinus, Kirchenlehrer. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Danksagungsmesse mit Segen für die Kevelaer-Pilger. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Josephs-Andacht. ● Dominikaner-Klosterkirche: 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7¾ Uhr Segensandacht. ● Ursulinen-Klosterirche: Morgens 8 Uhr Segens-Messe, abends 6 Uhr Andacht und Segen.

Donnerstag, 29. August. Johannes Enthauptung. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr gestiftetes Segens-Hochamt.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

Befehlshaber, so wird, unter den Klängen der Musik und dem Anschlagen der Trommeln, das Gewehr „präsentiert", während die Fahnen und die Degen der Offiziere sich zur Erde senken. Und wo fehlen die Tausende von Schaulustigen, wenn irgendwo eine „Parade" angesagt ist, die im Grunde doch auch nur als eine „Ceremonie" anzusehen ist? — Aber noch mehr: im gewöhnlichen Verkehr geht es nicht einmal ohne „Ceremonien" ab: wir lüften den Hut, nicken dem Freunde (grüßend) zu, machen dem Höherstehenden eine Verbeugung, fühlen uns geehrt, wenn er uns die Hand schüttelt, u. s. w. Also überall „Ceremonien", — und nur beim Gottesdienste sollen sie zu entbehren sein?

Aber, sagt man, gegen die religiösen Ceremonien an und für sich wäre wohl nichts einzuwenden, wenn die Gläubigen nur den Sinn derselben verständen! Beispielsweise die Menge von Ceremonien, die bei der Feier der heiligen Messe zur Anwendung kommen, verständen doch die allerwenigsten Katholiken!

Dieser Einwand, lieber Leser, wiegt bei weitem nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Frage doch den Gegner unserer kirchlichen Ceremonien: warum er (vielleicht just vorher) vor Dir den Hut gelüftet hat? Er wird antworten: es solle eine Ehrenbezeugung sein! Aber warum der Hut? — Der Soldat lüftet weder die Mütze noch den Helm, um den Vorgesetzten zu ehren, aber er legt die Hand an die Kopfbedeckung. Aber warum? — Der Soldat präsentiert" das Gewehr: wieder eine Ceremonie zur Dokumentierung der Ehrfurcht, allein wie ist diese Ceremonie denn zu erklären? Welchen Sinn hat sie? Wie ist sie zu deuten? — Kurz, auf Schritt und Tritt stoßen wir außerhalb des Gotteshauses auf „Ceremonien", deren Zweck wir zwar im Allgemeinen kennen, deren Deutung im Einzelnen aber fürwahr nicht leicht ist und darum der überwältigenden Mehrheit derer, welche sich ihrer bedienen, gar nicht gelingen würde.

So kennt aber auch der gläubige Christ sehr wohl im Allgemeinen den Zweck unserer kirchlichen Ceremonien, wenn er auch über ihre Bedeutung oder ihre Berechtigung im Einzelnen sich nicht auszusprechen vermag. Wie unsere Schulknaben an einem ihnen begegnenden Vorgesetzten nicht vorübergehen, ohne ihre Kopfbedeckung zu lüften, ebenso gewissenhaft besprengen sie sich mit Weihwasser beim Eintritt in das Gotteshaus. Sieh Dir, lieber Leser, die Kleinen nur einmal an bei dieser Ceremonie! Du kannst Dich vielleicht ob ihrem Gebahren, zumal wenn das Weihwassergefäß etwas höher aufgehängt ist, eines Lächelns kaum erwehren; aber wem das Herz nicht verdorrt ist, wird seine helle Freude daran haben. Die Püffe und Stöße, die hie und da dabei abfallen mögen, wenn einer unter ihnen sich ganz rechtswidrig vordrängt, können der Ceremonie selber nicht zur Last fallen. Und wenn dem Kinde, weil es eben noch zu jung ist, über die Bedeutung der Ceremonie noch nichts gesagt werden konnte: einen günstigen, religiösen Eindruck macht sie doch, weil die fromme Mutter daheim das Abendgebet des Kindes regelmäßig damit beschließt, daß sie ihren Liebling mit dem geweihten Wasser besprengt. Das Kind wächst heran, nimmt am Religionsunterrichte teil und hört dort, daß der Christ diese Ceremonie nicht gedankenlos und maschinenmäßig ausführen solle, sondern daß man passend ein kleines Gebet damit verbinde, etwa: „Besprenge mich, o Herr, mit dem Tau Deiner Gnade, daß ich Deine Gebote halte und Frucht bringe für das ewige Leben". Oder es wird dem Kinde vom Religionslehrer gesagt, daß diese Ceremonie an die Taufgnade erinnere und zugleich an das mahnende Wort des Herrn: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen!"

Ist es denn nun wohl denkbar, daß diese einfache Ceremonie des Besprengens mit geweihtem Wasser auch bei dem in noch ganz jugendlichem Alter stehenden Kinde einen sehr heilsamen religiösen Eindruck nicht hervorrufe, wenn es nur einigermaßen richtig angeleitet wird? Wozu ist es denn nötig, daß das Kind sich darüber aussprechen könne, da, wie wir sahen, nur sehr wenigen selbst Gebildeten gegeben ist, auch nur über die „Ceremonien" des alltäglichen Lebens sich aussprechen zu können, weil man eben niemals über ihre spezielle Bedeutung nachgedacht hat?

S.

Die Pilze.

Von Ludwig Epstein.

Dem aufmerksamen Naturbeobachter werden, wenn er während der warmen Jahreszeit — namentlich nach einer längeren Regenperiode — Wiesen, Wälder und Felder durchstreift, um sich an den Schönheiten der Mutter Natur zu erbauen und zu ergötzen, auch jene sonderbar gestalteten Pflanzen nicht entgehen, die bald aus dem moosigen Waldgrunde hervorleuchten, bald an den alten Baumstämmen büschelig hervorbrechen oder sich wie eine Bettlerschar um die Grenzsteine der Landstraße gruppieren. Es sind die Pilze oder Schwämme, die sich sehr rasch entwickeln und ebenso schnell wieder fortgehen.

Ueber die Entstehung derselben herrschten lange die verschiedensten Ansichten, weshalb man ihr Erscheinen in allerlei abergläubische Erzählungen hüllte. Wenn man indessen die nächste Umgebung eines Pilzes genauer betrachtet oder die Erde um denselben ein wenig auflockert, so bemerkt man einen weichen, schwammigen, flockig-schimmeligen Stoff, der unter dem Vergrößerungsglas als röhrige Fäden erscheint, die entweder parallel nebeneinander liegen, oder vielfach durcheinander geschlungen sind. Man nennt sie Pilzlager (Mycelium). Aus demselben entwickelt sich die Pflanze. Wie die Wurzeln, so haben diese Fäden die Aufgabe, die Nahrung herbeizu schaffen, aus welcher sich der Fruchtkörper aufbaut, den wir kurz Pilz oder Schwamm nennen. Die Pilzfäden entwickeln sich aus winzig kleinen Samenkörnchen, den sogenannten Sporen. Diese wachsen entweder frei auf der Oberfläche gewisser Teile der Pilze oder sie entwickeln sich in besonderen Behältern, die man Schläuche nennt.

Die Zahl sämtlicher Pilze schätzt man auf 150 000 Arten. Die Gestalt derselben ist äußerst verschieden. Bald sind sie hut- oder trichterförmig, bald erscheinen sie uns als blaue, rote, gelbe und graue Sträucher und Keulen. Zu dem großen Heere der Pilze gehören auch vielfach Gebilde, die man bei oberflächlicher Betrachtung kaum noch für Pflanzen ansieht. Die roten, schwarzen, braunen, gelben oder weißen Pünktchen und Streifen, die man häufig auf Blättern und Rinden findet, der bekannte Schimmel, welchen man an feuchten Orten antrifft, der Brand und der Rost des Getreides, die Hefe, welche unsere Weine und Biere zur Gährung bringt und unser Gebäck locker und genießbar macht: sie alle gehören dem großen Heere der Pilze an.

Da die Pilze kein Blattgrün haben, so fehlt ihnen die Fähigkeit, die Kohlensäure der Luft zu assimilieren, d. h. in Stoffe umzuwandeln, welche direkt ihrem Leben dienen können. Sie sind daher zu ihrem Aufbau auf andere organische Körper mit bereits vorgebildeten Nährstoffen, die sie für sich in Anspruch nehmen, angewiesen. Aus diesem Grunde siedeln sie sich entweder auf besonderen Teilen lebender Pflanzen, Tiere und Menschen an als Schmarotzer (Parasiten) oder sie bewohnen abgestorbene Lebewesen, die der Verwesung anheimfallen, als Fäulnisbewohner (Saprophyten). Manche Pilze sind beiden Gruppen zuzuzählen, indem sie ihr Wachstum auf lebenden Wesen beginnen, aber die Höhe ihrer Entwickelung als Fäulnisbewohner erreichen.

Im Haushalte der Natur und im Leben des Menschen spielen die Pilze eine äußerst wichtige Rolle. Die meisten Schmarotzerpilze verrichten eine folgenschwere Thätigkeit. Sie verursachen durch die Zerstörung der Zellgewebe bei ihren Nährwirten nicht selten schwere Krankheiten oder gar den Tod. Ihre verheerenden Wirkungen werden noch durch den Umstand vermehrt, daß sie gar leicht übertragen werden können. Die bei Säuglingen auf den Schleimhäuten der Mundhöhle sich manchmal bildenden Schwämmchen, Soor genannt, ferner Diphtheritis, Tuberkulose, Cholera, Blattern, Milzbrand und andere ansteckende Krankheiten führt man auf die verderbliche Thätigkeit von Pilzen zurück. Auch viele Pflanzenkrankheiten — Schmier- oder Faulbrand, Flug- oder Nußbrand des Getreides, Kartoffelkrankheiten, Mehltau rc. — werden durch Pilze verursacht.

So unheilvoll die Pilze einerseits im Haushalte der Natur wirken, so entfalten sie andererseits aber auch eine sehr segensreiche Thätigkeit. Die Fäulnisbewohner verrichten die Dienste einer geheimen Gesundheitspolizei, indem sie bei toten organischen Körpern, welche sich bei einer langsamen Zersetzung in großen Mengen anhäufen und die Luft verpesten würden, die Zersetzung beschleunigen und die der Gesundheit schädlichen Stoffe, die ihnen als Nahrung dienen, beseitigen. Geradezu unschätzbar werden eine Anzahl der kleinsten Pilze, welche in zuckerhaltigen Lösungen kräftige Zersetzungs- und Gährungserscheinungen hervorrufen, ein Vorgang, welchen sich der Mensch bei der Brot-, Wein- und Bierbereitung täglich zu nutze macht.

Die Pilze sind endlich noch in einer anderen Hinsicht von großer Bedeutung. In ihnen hat die Natur den Menschen den Tisch gedeckt und eine wohlschmeckende und kräftige Nahrung geschaffen, die der ärmeren Bevölkerung das Fleisch zu ersetzen vermag und auf den Tafeln der Reichen ein gesuchter Leckerbissen ist. Hauptsächlich sind es die Champignons, die Stein- und Eierpilze, die Morcheln, Trüffeln und andere, die sich wegen ihres Wohlgeschmacks und ihres Nährwertes hier und da, teils als wirkliche Nahrungsmittel, teils als Gewürz, eingebürgert haben. Sie sind reich an Eiweißstoffen und kommen in Bezug auf ihren Nährwert dem Fleisch ganz nahe. Während die Linsen 27, die Erbsen 25, die Bohnen 24 Prozent Eiweißstoffe enthalten, beträgt bei getrockneten Steinpilzen der Eiweißgehalt 36 Prozent (beim Champignon fast 24, bei der Trüffel 27, bei der Speisemorchel 28,5 Prozent). Dazu kommen noch die Zuckerstoffe, Nährsalze, wovon der Champignon fast 6 Prozent enthält, und meist etwas Fett, also alles Stoffe, die wir im Brote, in der Milch, in den Eiern, im Fleisch rc. tagtäglich genießen.

Den Wohlgeschmack der Pilze wußten schon die alten Römer zu schätzen. Am höchsten stand ihnen der Kaiserschwamm, den die vornehmsten Männer, schon im voraus in dem bevorstehenden Genuß schwelgend, mit eigener Hand zubereiteten und mit Messern von Silber oder Bernstein verspeisten. Auch heutzutage bilden die Pilze in manchen Gegenden, wo sie in größerer Menge vorkommen, ein nicht unwichtiges Nahrungsmittel, wie z. B. im Thüringer Wald und in vielen Distrikten Rußlands, wo sie während der vorgeschriebenen langen Fastenzeiten einen Hauptteil der Nahrung des Volkes ausmachen. In Frankreich sind die unter der Erde wachsenden Trüffeln, die man mit Hülfe von Schweinen und Hunden aufsucht, ein Haupthandelsartikel. So sammelt man in einigen Departements jährlich an 30 000 Klg., wofür 150 000 — 180 000 Mark gelöst werden.

Wenn die Pilze hier und da auch als Nahrungsmittel verwandt werden, so müssen doch jedes Jahr Millionen derselben in den

Wäldern verfaulen, weil man entweder ihren Nährwert nicht kennt oder ihnen wegen der hin und wieder auftretenden Giftpilze mit einem gewissen Mißtrauen begegnet. Allerdings enthalten manche Pilze ein noch nicht genau erforschtes Gift, doch ist die Zahl der giftigen Pilze im Verhältnis zu der der eßbaren eine geringe. Deutschland hat etwa 40 anerkannt unschädliche und nur 11 giftige Arten. Es ist übrigens auch durchaus nicht allzuschwer, die giftigen Schwämme von den genießbaren bezw. unschädlichen zu unterscheiden. Vor allen Dingen verlasse man sich nicht auf die althergebrachten allgemeinen Kennzeichen, wonach man giftige Pilze daran erkennen will, daß sie zinnerne oder silberne Löffel braun, Zwiebeln schwarz oder blau, Eiweiß grau und Salz gelb färben sollen. Wie trügerisch diese bequemen, noch jetzt in Stadt und Land verbreiteten Rezepte sind, kann mit überzeugender Gewißheit bei jungen, frischen Fliegenpilzen, deren Giftigkeit doch niemand in Zweifel setzt, und welche erwähnte Färbungen nicht hervorbringen, erwiesen werden, während ältere und einige Tage liegen gebliebene Champignons diese Veränderungen zu erzeugen vermögen. Es liegt dies darin, daß die im Pilze enthaltenen eiweißartigen Substanzen Schwefelwasserstoff erzeugen, der jene bekannten Färbungen verursacht. Nicht also ist die Färbung das Resultat der Einwirkung eines giftigen Prinzips, sondern die eines vorgerückten Alterszustandes der fraglichen giftigen oder eßbaren Pilze.

Im allgemeinen vermeide man alle Pilze, die 1) beim Durchschneiden schnell ihre Farbe ändern (z. B. blau anlaufen), 2) sehr schön gefärbt sind, 3) unangenehm riechen oder schmecken, 4) mit Milchsaft angefüllt sind (doch darf man beim Fehlen des Milchsaftes nicht auf Unschädlichkeit schließen) und 5) eine klebrige Oberhaut haben. Das beste Mittel aber, um sich vor Schaden zu hüten, ist die Kenntnis der häufigsten eßbaren Pilze, kennt das Volk doch meistens auch nur die eßbaren Beeren des Waldes und weiß sich dieselben nutzbar zu machen, ohne sich um ihre giftigen Verwandten zu kümmern.

Helmos Ferien.

Humoristische Skizze von Friedrich Thieme.

I.

Aus Helmos Schulaufsatz über seine Ferienerlebnisse.

„— — — — Auch ich begrüßte, wie wohl alle meine Mitschüler, den Beginn der Ferien mit großer Freude. Schon nach einigen Tagen jedoch empfand ich drückend die Wahrheit des Goetheschen Wortes:

„Nichts ist schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von schönen Tagen!"

Ein Tag ist lang, und er schleicht träge und trübe hin, wenn man seiner gewohnten Thätigkeit entbehrt. Nach Möglichkeit suchte ich deshalb von Anfang an meinen Ferien durch eine geordnete Eintheilung nicht nur den Beigeschmack von Langerweile zu rauben, sondern sie auch nutzbringend zu verwenden und zu hindern, daß ich von meinen Schulerrungenschaften allzuviel verschwitzte und vergaß. Regelmäßig früh um 5 Uhr erhob ich mich von meiner Roßhaarmatratze, wusch mich von Kopf bis zu den Füßen, unternahm dann einen kurzen Spaziergang, worauf ich frühstückte und mich sodann — täglich punkt acht Uhr — bei gutem Wetter in der Laube, bei schlechtem in unserer Wohnstube, an das Studium der Wissenschaften machte. Von 8 bis 9 Uhr trieb ich Weltgeschichte, 9—10 Mathematik, von 10—11 Physik, von 11—12 Geographie. Nachdem ich rasch mein Mittagbrot zu mir genommen, ruhte ich eine halbe Stunde aus, dann las ich etwa 2 Stunden in der Bibel, dem Gebetbuche und meinen Schulbüchern. Von 3 Uhr ab trieb ich Französisch, Englisch, Lateinisch und Griechisch. Mit einigen anderen meiner Mitschüler aus der Sekunda gründete ich eine Art Verein mit der ausgesprochenen Tendenz der gemeinschaftlichen Betreibung von Mathematik und Sprachen und der gegenseitigen Förderung in der Aussprache und Konversation.

So schwanden mir die Ferientage bei fleißiger Arbeit rasch dahin; nur einigemale sah ich mich gezwungen, meine Studien zu unterbrechen, weil die angestrengte Geistesthätigkeit mich so angriff, daß ich schier ganz blaß und elend aussah und mein Vater mich mit Gewalt von den Büchern hinweg und hinaus in die freie Natur trieb . . .

Nun nimmt endlich der regelmäßige Unterricht wieder seinen Anfang, und obwohl die Ferien schön und nützlich sind, freue ich mich doch von ganzem Herzen des Wiedereinsetzens der alten Ordnung und Disziplin — wie oft habe ich mich während der ewigen fünf Wochen nach der traulichen Schulstube mit dem Ausblick auf die Gesichter meiner teuren Lehrer gesehnt, und ich kann keinesfalls den Standpunkt meines Vater teilen, der mir am Ende der Ferien sagte: „Helmo, Du bist ein Thor, daß Du die schöne Zeit nicht besser zur Stärkung Deines Körpers ausgenutzt hast! Allzuviel ist ungesund, selbst wenn das Studium in Frage kommt! . . ."

II.

Wie der Aufsatz gelautet hätte, wenn ihn der Vater Helmos geschrieben haben würde!

Der Unglücksmensch, der die Ferien erfunden hat, hatte sicherlich keine schulpflichtigen Söhne! Ich fürchte mich jedesmal schon wochenlang vor dieser Aera der Prüfungen! So schlimm wie diesmal, hat's mein Helmo aber noch nicht getrieben. Sechzehn und einhalb Jahr alt und ein hochgewachsener, strammer Bengel, ist er jetzt so recht in den Flegeljahren und kommt von einer Dummheit nur ab, um sich mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig wäre, sogleich auf eine andere zu werfen. Man möchte soviel Augen haben, wie manches moderne Damenkleid Knopflöcher, um allen seinen Streichen zu steuern, seinen Schlichen auf die Spur zu kommen! Daß ich früh den jungen — „Herrn" nicht aus dem Bett bringe, ist noch das wenigste, oder richtiger das beste, denn während er schläft, kann er doch wenigstens kein Unheil anrichten. Sobald er aber aus Morpheus Armen glücklich in die Arme des langsam dahinschleichenden Tages zurückgekehrt ist, nimmt mein Wächteramt seinen Anfang.

Gleich am ersten Morgen treffe ich ihn, wie er sich im Kohlenstall vor einem Stück Spiegelglas mit meinem Rasiermesser nach allen Regeln der Kunst abkratzt. Vier Schnitte hat er sich bereits beigebracht, ohne trotz aller Opfer an Blut und Geduld einem einzigen Härchen auf die Spur zu kommen, denn seinen künftigen Schnurrbart, oder vielmehr die Stelle, auf welcher er vielleicht einmal Aussicht hat, einen zu haben, läßt er natürlich unberührt. Durch die Verhaftung des Rasiermessers rette ich ihn schleunigst vor vermutlich lebensgefährlichen Verletzungen, auch arretiere ich einen verdächtigen Gegenstand in Rollenform, den er bei meinem Erscheinen hastig in seiner Westentasche verschwinden ließ. Es ist ein längliches Celluloidbüchschen mit einem Inhalt von aromatischer Pomade.

„Was ist denn das?" frage ich betroffen.

„Oh — ich weiß nicht — ich hab's von Hugo."

Da entdeckte ich, ihn scharf anblickend, ein paar große braune Klexe zu beiden Seiten seiner Nase.

„Aha — das ist wohl gar Bartwichse? Was willst Du denn damit anfangen?"

Nach längerem Zögern gestand er, daß er die Absicht gehabt hat, seinen Schnurrbart (!!!) der Mode „Es ist erreicht" anzupassen.

Ich annektiere natürlich die Bartwichse und begebe mich auf mein Arbeitszimmer, um meine Morgenzigarre zu rauchen. Indem ich mir eine aus meiner Kiste herauslange, fällt mir ein unerklärliches Defizit in die Augen. Wenigstens ein halbes Dutzend der starken Importstengel glänzen durch Abwesenheit. „Sollte das Mädchen eine heimliche Anleihe für ihren Grenadier bei mir gemacht haben?" denke ich. „Nun, mag er sich die echt „Exportierten" schmecken lassen." Damit verschließe ich das Kistchen in meinen Schrank.

Nach dem Frühstück ist mein Filius verschwunden. Um ein Uhr wird das Mittagessen aufgetragen, und er ist noch nicht da. Aergerlich deckt meine Frau endlich ab, da tritt der Patron — es schlägt eben zwei — in die Thür.

„Wo steckst Du nur, Helmo — es ist alles kalt geworden." Wir haben nämlich gerade sein Leibessen.

„Ach, Mama, ich habe gar keinen Hunger."

Ich fixiere ihn befremdet, denn Appetitlosigkeit ist ein Phänomen, das bei ihm bis dato noch nicht in Erscheinung getreten ist. Herrgott, wie sieht der Junge aus! Käseweiß, die Augen glanzlos und stierend, die Züge verzerrt, ein Bild menschlicher Hinfälligkeit und Jämmerlichkeit.

„Helmo, was fehlt Dir denn?"

„N — nichts," stammelte er kleinlaut — im selben Moment stürzt er auch schon zur Thür hinaus.

„Himmel, dem armen Kinde ist gewiß ein Unglück zugestoßen," ruft meine Frau erschrocken.

„Jawohl," erwiderte ich, „ein großes Unglück. Warte nur, wenn er wieder hereinkommt."

Endlich stellt er sich wieder ein. Ich fordere ihn auf, näherzutreten und bringe meine Nase in die Nähe seines Mundes. Richtig — er hat meine Importierten versucht!

„Helmo, wie viel von den sechs Cigarren hast Du denn geschmaucht?"

„Ich? ich habe gar nicht —"

„Keine Flausen, Bursche. Eins — zwei — drei —"

„Vier," stottert er mit verzweiflungsvoller Miene.

„Und der Rest?"

„Den habe ich Hugo geschenkt."

„Gut, also vier — das ist Strafe genug für Dich. Geh', mein Sohn, leg' Dich auf's Ohr und erquicke Dich an der goldenen Ferienfreiheit."

Das Experiment bedarf zwei volle Tage zu seiner völligen Beendigung. Erst am Abend des zweiten Tages zeigt er wieder den gewohnten Appetit . . .

„Nimmst Du denn gar nicht einmal ein Buch in die Hand," mahne ich ihn am Ende der zweiten Woche. Er zieht ein etwas absprechendes Gesicht, am andern Morgen sehe ich ihn aber doch mit zwei dicken Bänden unter dem Arme abschieben. Erfreut über seinen Gehorsam, halte ich ihn mit der Frage auf, wo er hinwollte.

„Mit Hugo in das Birkenwäldchen — wir haben eine natürliche Laube entdeckt, da wollen wir ein wenig Lektüre treiben."

„Schön, mein Sohn — was sind denn das für Bücher?"

Seine Antwort erfolgt ein wenig zögernd: „Homers Ilias und eine Geschichte der Philosophie."

„So? Ach, gieb mir mal die Geschichte der Philosophie her, Helmo, ich will nur einmal nachsehen, wann Fichte geboren ist. Ich verfiel vorhin nicht gleich darauf."

Mit einer unwiedergebbaren Miene reicht er mir das Buch. Ich schlage es auf, es ist — Karl May's „Winnetou". Nun reiße ich ihm schnell das andere hinter dem Rücken weg, wo er es sorglich verborgen hält, und lese mit Entsetzen: „Bürgers Gedichte."

„Wo hast Du denn diese Werke her?"

„Hugo hat sie mir geliehen."

„Gut, ich werde sie seinem Vater zurückstellen, Monsieur. Und für Dein Lügen . . ." doch ich will nicht aus der Schule schwatzen.

Was weiter folgt, gehört zu den Familiengeheimnissen, und ich muß es Helmo überlassen, ob er dereinst bezüglich dieses Punktes in seinen Memoiren das lobenswerte Beispiel der Rousseau'schen Aufrichtigkeit nachahmen will . . .

Eines Tages fängt mein Filius, der sich bis dahin in seiner Ferientoilette vornehmer Nonchalance befleißigt, an, auf seinen äußeren Menschen eine nicht ganz unauffällige Sorgfalt zu verwenden. Er zieht unter allerhand Vorwänden seine besten Anzüge an, treibt einen wahrhaft empörenden Luxus mit Oberhemden, Schlipsen und Busennadeln, verbraucht Pomade engros, zupft immer an sich herum und bringt einen guten Teil seiner Zeit vor dem Spiegel zu. Nachmittags von 5 bis 9 Uhr ist er immer verschwunden, und von einem Bekannten vernehme ich, daß er auf dem Anger, dem Boulevard unserer Stadt, flankiert. Dieser Umstand in Verbindung mit der von ihm für seine Toilette bekundeten Sorgfalt und dem weiteren zufällig von seiner Mutter entdeckten Faktum, daß er ein Komplimentierbuch und einen Briefsteller für Liebende in der Tasche trägt, redet eine deutliche Sprache.

Bis dahin hat er keine Feder angerührt, jetzt seh' ich ihn alle Tage stundenlang schreiben. Das hat etwas zu bedeuten. Kürzlich ruft ihn ein Freund ab, als er gerade wieder über seinen Aufsatzbüchern hockt, eilig schlägt er das gerade vor ihm liegende Heft zu und geht hinaus, die Botschaft seines Kameraden entgegenzunehmen. Ich wie der Blitz über das Heft her — und was finde ich darin? Einen angefangenen Brief auf rosa Papier folgenden Inhalts:

„Innigstgeliebte, köstliche Angelika! Traum meiner schlaflosen Nächte, Salz meiner Seele, Blume meines Herzens! O, Du süßes, liebes, herrliches Täubchen! Mein Herz ist Tag und Nacht bei Dir, ich kann an nichts anderes mehr denken, als an Dich, Dein Bild steht wie das eines Engels vor meinen trunkenen Augen! O, Du Blume, hold, schön und rein, die ich mit Wehmut anschaue, vernimm das Kosen meiner Gedanken und den Pulsschlag meiner säuselnden Brust:

Du stehest vor mir immer da,
Du himmlische Angelika,
Mein Auge schauet fern und nah
Dich, göttliche Angelika!
So schön, wie nie ein Weib ich sah,
Bist Du, o holde — Angelika!
Es wohnt selbst in Amerika
Kein Lieb, wie Du, Angelika!
Mit Horridah und Hussassah
Erstürm' ich Dich, Angelika!
Du duftest süß, wie Arnika,
O Königin Angelika!

Teures Herz, wäre mein Alter nicht so ein erbärmlicher Filz, so würd' ich Dir eine große Schachtel voll Bonbons schicken, jeden mit einem Kuß von mir gewürzt, aber —"

Soweit die Epistel, und — sapienti sat! Natürlich giebt es wieder eine Familienszene. Unter Thränen gesteht mir Helmo seine Liebe. Es sei keine kindische Thorheit, sondern eine ernste, wohlüberlegte Neigung. Angelika liebe ihn wieder und habe ihm ewige Treue geschworen. Nach Absolvierung seiner Studien und Erlangung einer akademischen Würde — also in beiläufig zwölf Jahren — werde er sie heimführen. Nötigenfalls werde er mit ihr nach dem fernsten Winkel der Erde flüchten.

„Wie alt ist denn diese Angelika?"

„Vierzehn."

Vierzehn? Sie ist in einer Pension, und ihre zärtlichen Ergüsse trägt er, mit einem roten Band zusammengebunden, auf dem Herzen! Ich Barbar reiße sie davon los — sie sind schon ein bischen verschwitzt; — und schicke sie eingeschrieben an die Pensionsvorsteherin der hoffnungsvollen Angelika. Um die Folgen bekümmere ich mich nicht, ich habe genug zu thun, um im eigenen Hause Remedur zu schaffen. Zwei Tage später ist Helmo wie umgewandelt — er hat sie wiedergesehen, sie hat ihm eine lange Nase gezogen und ihn einen dummen Jungen genant. Von Stunde an haßt er sie und wendet seine Leidenschaft ungeteilt einem Revolver zu, den er sich heimlich verschafft hat, und von dem ich natürlich nicht eher etwas erfahre, bis Mosjö mittags mit blassem Antlitz, geleitet von fünf Kameraden, nach Hause kommt, ein Taschentuch um die Hand gewickelt: Der Malefizjunge hat sich in die Finger geschossen!

Mehrere Tage trägt er den Arm in der Binde — er kommt sich recht wichtig vor und würde sicherlich die Neigung Angelikas zurückgewinnen, wenn ihre Vorsteherin sie nicht eingeschlossen hielte.

Der Schuß scheint ihn aber doch etwas nachdenklich gestimmt zu haben. Er überrascht mich mit der Mitteilung, er habe mit einigen Kameraden einen kleinen Verein gegründet zu dem ausgesprochenen Zwecke gegenseitiger Förderung in Konversation und Aussprache. Pünktlich hält Helmo abends die Sitzungen inne, seine Lernbegier scheint mächtig erregt. Ich bemerke, daß er sehr spät nach Hause kommt und am andern Morgen von der Anstrengung sehr lange ausruht. Ich halte es für meine Pflicht, mir den Verein einmal näher anzusehen. Er tagt, oder nächtet vielmehr, in der „Weintraube", einem nicht gerade renommierten Lokal vor der Stadt.

Unversehens erscheine ich Abends in der Sitzung: in einer Bude, so groß wie ein Taubenschlag, sitzen um einen Tisch vor gefüllten Kannen etwa ein Dutzend hoffnungsvolle Söhne, alle mit dreifarbigen Bändern um die Brust, mit Studentenmützen auf dem Kopfe. Ein paar davon schwingen mächtige Schläger, ein entsetzlicher Tabaksqualm erfüllt den Raum, sodaß man kaum durchsehen kann, und aus einem Dutzend melodischer Kehlen strömt das seiner moralischen Tendenz wegen in Studentenkreisen so beliebte Lied:

„Ich hab' den ganzen Vormittag
Auf meiner Kneip' studirt,
Drum sei nun auch der Nachmittag
Dem Bierstoff dedizirt."

Ich gucke verstohlen ein Weilchen zu, und als die Herren gerade brüllten: „Die Philister haben nichts danach zu fragen, da trete ich ein und verwandele durch mein Erscheinen die Excedenten in Bildsäulen. Ich Philister unterstehe mir den philisterfeindlichen Verein sofort aufzulösen, und meinen Sprößling, obwohl er Fuchsmajor ist, verhafte ich vom Flecke weg!

Endlich — der letzte Abend! Es ist halb elf, wir wollen zu Ruhe gehen. Da erscheint Helmo mit einem ungeheuren Bücherhaufen.

„Was soll denn das noch, Helmo? Du willst wohl Deine Sachen für morgen zurecht legen?"

Bewahre — soweit ist er noch lange nicht. Nein, seine Ferienarbeiten will er machen!!!

„Gott sei Dank, daß die Ferien zu Ende sind", — mit diesen Worten entlasse ich ihn am nächsten Morgen zum ersten Schulgang — „ich fürchte, Du wärst sonst ganz und gar verbummelt!"

Ja, ja, nichts ist schwerer zu ertragen,
Als (für die Eltern) eine Reihe von Ferientagen!

Allerlei.

* Immer zerstreut. Herr (im Theater während der Zwischenpause zu seinem Nachbarn, einem Gymnasialprofessor): „Ich bitte, mich freundlich hinauszulassen." — Professor: „Nein! Wenn ich es einem erlaube, wollen gleich alle hinausgehen!

* Erkannt. Studiosus (in der Stammkneipe zum Kellner): „Ich rufe nun schon sieben Mal zahlen! Warum kommen Sie denn nicht?" Kellner: „Ach, ich dachte, Sie hätten nur Spaß gemacht!"

* Bescheiden. Bettler (zu einem Gutsbesitzer, der auf der Landstraße im schnellsten Tempo dahinfährt und, als er ihn bemerkt, anhält und ihm ein 10-Pfennigstück einhändigt): „Aber, gnä' Herr, da is's ja gar net der Müh' werth, daß S' g'halt'n hab'n!"

Silbenrätsel.

ä, an, ard, as, bi, bo, bor, chan chau, dam, di dre, du, du, e, e, ed, el, heu, hy, i, ja, jo, ko, ko, krest, le, na, ne, ne, ner, nitz, nu, ral, than, zar, zsam.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben die Sterbeworte eines berühmten deutschen Kaisers. Die dreizehn zu bildenden Wörter bezeichnen:

1. Einen biblischen Namen.
2. Eine Stadt in Ekuador.
3. Ein Raubtier.
4. Einen männlichen Vornamen.
5. Ein Land in Afrika.
6. Einen Ort in Böhmen.
7. Einen Schmuckgegenstand.
8. Einen männlichen Vornamen.
9. Einen weiblichen Vornamen.
10. Eine Stadt in Sachsen.
11. Eine Stadt in Belgien.
12. Einen ungarischen Bezirk.
13. Einen Schriftsteller.

Rätsel.

Das Kalte mach' ich warm,
Das Heiße aber mach' ich kalt
Es hat mich reich und arm,
Und wer mich lang' hat, der wird alt.

Anagramm.

Kein Mensch lebt ohne mich,
Ist das nicht klar genug?
So wißt: In mir steckt
Erbgut und Betrug.

Charade.

Wohl dem, dem das Erste das Zweite so ist,
Das er darüber das Ganze vergißt.

Logogryph.

Mit o in der letzten Silbe
Ist's zierlich meist gebaut;
Von seiner hohen Warte
Man gern hernieder schaut.

Mit e in der letzten Silbe
Ist's gar ein großes Ding;
Doch Wen'ge sehn's an ihnen,
Selbst wenn's durch's Auge ging

Mit a ist's wieder erhaben,
Und darüber eine Flut
Floß jüngst herab zu Thale
Von edlem Kriegerblut.

Homonym.

Benjamin's Sprößling,
Lieblicher Ort,
Biblische Münze,
Alles ein Wort!

Buchstabenrätsel.

H | LT

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Gewehrhahn.
Charade: Luftschloß.
Homonym: Gericht.
Palindrom: Gitter, Rettig.
Anagramm: Kassier.
Logogryph: Feier, Feuer.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 30. August. Rosa von Lima, Jungfrau. ● St. Andreas: Abends 1/2 9 Uhr Sühne-Andacht. ● Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 7 Uhr Kreuzweg-Andacht. ● Dominikaner-Klosterkirche: 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7 3/4 Uhr Andacht mit sakramentalem Segen.

Samstag, 31. August. Paulinus, Bischof. ● St. Lambertus: Morgens 1/2 6 Uhr Segensmesse.